

## Manfred Jäger: Das Wechselspiel von Selbstzensur und Literaturlenkung

[...] Das brutale Wort für Disziplin aus taktischen Erwägungen wurde freilich auch nicht gerne gehört. Es heißt „Selbstzensur“. Noch in den Zeiten, als darüber nicht mehr nur intern geklagt werden konnte, redeten viele weiter um den Sachverhalt herum. So umschrieb eine Kritikerin 1988 die Verschweigetechnik mit deren Mitteln: »Eine Unkultur der Unterstellungen, gewisse Erfahrungen mit >Organen< spielen bei der Rückhaltung von Wissen zweifellos mit.« Mit den Organen war nicht gemeint, dass die Galle vor Ärger überlief oder die Magenschmerzen sich ins Unerträgliche steigerten, obwohl es nicht völlig abwegig ist, auch an solche Beschwerden zu denken. Es ging um Erfahrungen mit Presseorganen und wohl auch mit sogenannten Machtorganen.

Das Wort von der Selbstzensur markiert die unterste Stufe des Kontrollvorgangs und wohl auch die gefährlichste. Pauschal haben das viele Schriftsteller eingeräumt. Kaum je sind sie ins Einzelne gegangen. Denk- und Schreibverbote, die jemand über sich selbst verhängt, gehören sicher zu den besonders lästigen, unbequemen Themen. Es ist leicht, im Allgemeinen einzuräumen, dass man zu früh haltmachte. Es ist schwer, im Detail darzustellen, an welcher Stelle man selber feige war und wieso andere früher zu besseren Einsichten kamen. Die Furcht vor dem, was zutage tritt, wenn man sich ernstlich auf die eigenen Verstrickungen einlässt, wirkt auch heute weiter. Von Christa Wolf gibt es viele Äußerungen zu diesem Problemkreis. In einem 1984 vor Medizinern gehaltenen Vortrag zum Thema »Krankheit und Liebesentzug« sagte sie zum Beispiel: »Immer, wenn mich ein besonders starker, besonders hartnäckiger und zugleich diffuser Widerstand daran hindert, zu einem bestimmten Thema >etwas zu Papier zu bringen< immer dann ist Angst am Werke, meist die Angst vor zu weitgehenden Einsichten oder/und die Angst vor der Verletzung von Tabus.« Übrigens wirkte auch Selbstzensur bei der Abfassung ihres Vortragsmanuskripts mit: Sie nennt die angstbesetzten Themen nicht, und sie lässt auch aus, an welchem Maßstab gemessen werden könnte, wann Einsichten zu weit gehen.

Selbstzensur im engeren politischen Sinne war keineswegs immer bewusst kalkulierte Konfliktvermeidungsstrategie. In Erinnerung bleiben die freiwillige Zustimmung, die Bereitschaft, sich der »guten Sache« zu beugen, übergeordnete Gesichtspunkte zu beachten, sich das richtige Bewusstsein zu erarbeiten und dem Subjektivismus zu entsagen. Vermutlich hat mindestens in den ersten anderthalb Jahrzehnten nach 1945 eine Mehrheit der Kulturschaffenden diese Position verinnerlicht. Die aus der Emigration zurückgekehrten Klassiker der sozialistischen Literatur arbeiteten sogar ihre alten Bücher im Lichte ihrer neuen Erkenntnisse um. Willi Bredel, Bodo Uhse, Ludwig Renn, Hans Marchwitza und andere brachten manchen Roman in Übereinstimmung mit der nach 1945 gültigen Parteigeschichte. Gewiss hat das Beispiel solcher Väter- und Mütterfiguren manchen Nachgeborenen in der Überzeugung bestärkt, auf der richtigen Seite zu stehen. Die Einladung, als Erzieher und Umerzieher des Volkes tätig werden zu dürfen, schmeichelte und gab zugleich das Gefühl, gebraucht zu werden. Dafür wollten viele auch Opfer bringen.

Die junge Christa Wolf schrieb 1958, also vor mehr als 30 Jahren, den Aufsatz »Kann man eigentlich über alles schreiben?« Sie war damals Redakteurin der Monatsschrift des Schriftstellerverbands, »Neue deutsche Literatur«. Ihr Schreibtisch wurde damals wie der anderer Lektoren auch von, wie sie schreibt, pessimistischen Geschichten

## BILDUNGSMODUL 1 / Materialsammlung für Exkurs

überschwemmt, die sogar auf authentischen Fällen beruhten. Nachdem sie sich von den Lektoren distanziert hatte, die die Autoren für solche Geschichten lobten und zugleich mitteilten, der Abdruck sei nicht möglich, erklärte sie unumwunden parteilich, warum sie dieses Verhalten nicht billigen konnte: »Dadurch trägt man nur dazu bei, die Legende im Leben zu halten, wonach die Wahrheit zu schreiben verboten sei. Es ist ja nicht die Wahrheit, was sie schreiben. Sie halten es nur dafür. Und man druckt sie nicht, weil es in manchen Situationen gefährlich ist, die Unwahrheit oder auch nur die halbe Wahrheit zu verbreiten. Zu dieser Einsicht muss man ihnen verhelfen.«

Der letzte Satz klingt drohend. Die Drohung lag in der Logik einer Argumentation, die nur eine Wahrheit zuließ und die Entscheidung, ob die gefunden oder verfehlt wurde, den Hütern der Ideologie vorbehielt. Es führte zu weit, jetzt nachzuweisen, dass Christa Wolf diese autoritäre Mahnung auch gegen sich selbst richtete. Sie konnte solchen Dogmatismus nicht durchhalten, auch nicht in modifizierter, abgeschwächter Form, und spätestens mit »Nachdenken über Christa T.« legte sie ein Jahrzehnt danach ein literarisches Gegenmodell von Bedeutung vor, das der Zensur höchst bedenklich vorkam, eine Verlagskrise erzeugte und ihr die Mahnung eintrug: »Besinn dich, Christa, auf dein Herkommen.« Damit war nicht die soziale Herkunft gemeint, sondern die politische, die sie in der ersten Hälfte der sechziger Jahre für kurze Zeit zu einer Kandidatin des SED-Zentralkomitees hatte werden lassen. Die Mahnung aus dem Munde des Kollegen Max Walter Schulz, der einer der Vizepräsidenten des Schriftstellerverbandes war, klang grotesk und arrogant. Aber sie pochte auch darauf, dass eine Gemeinschaft der Gleichgesinnten nicht einfach verlassen werden dürfe.

Selbst wer sich aufgrund bitterer Erfahrungen loslösen wollte, blieb doch an alte Grundüberlegungen gebunden, die er nicht preisgeben mochte. Denn die politische Sozialisation einer ganzen Generation hatte ein so kräftiges Gefühl der Zugehörigkeit entstehen lassen, dass viele vor dem radikalen und definitiven Nein zurückschreckten. Es erhielt sich der Glaube an die Reformierbarkeit des Systems und damit auch der Glaube an die Belehrbarkeit der tonangebenden Funktionärsschicht. Immer wieder beteuerten viele Autorinnen und Autoren, dass sie missverstanden würden, dass ihre Vorschläge und Ratschläge der großen gemeinsamen Sache nur nutzen würden. Solche Treuebedürfnisse und Zugehörigkeitswünsche konnten Widerstandskräfte auch lähmen. Christa Wolf hat in »Kassandra« gezeigt, wie die Macht diese Disposition ausnutzte. Als Eumelos, der Mann der Sicherheit, Sonderbefugnisse für die Kontrollorgane verlangt und erhält, will Kassandra ihm diese harte Politik ausreden, weil man sich selbst damit mehr schade als dem Gegner: »>Aber glaub mir doch! Ich will doch das gleiche wie ihr. Er zog die Lippen hart zusammen. Den konnte ich nicht gewinnen. Er sagte förmlich: Ausgezeichnet. So wirst du unsere Maßnahmen unterstützen. Er ließ mich stehen wie ein dummes Ding.«

So sah die vielbeschworene Einheit von Geist und Macht aus. Die Autorin hatte ein Abhängigkeitsverhältnis durchschaut und gezeigt, wenn auch in historisierender und mythischer Verkleidung. Auf diese Weise konnte sie das Schiff, das die Konterbande mit sich führte, gleichsam ohne Lichter und ohne Flagge an den Klippen der Zensur vorbeisteuern. Auf ihre seriös elegische Art drehte auch sie den Aufpassern die Nase. Aber selbst solche Erfolge blieben Pyrrhussiege in einem ungleichen Kampf. Die Künstler hatten in dem letztlich unwürdigen Spiel deswegen die schlechteren Karten, weil sie sich auf Partnerschaft einließen und wahrscheinlich einlassen mussten, solange sie im Sinne einer Fürstenaufklärung auf die Einsichtsfähigkeit der Mächtigen hofften. In den guten

## BILDUNGSMODUL 1 / Materialsammlung für Exkurs

alten Zeiten der Zensur, im 19. Jahrhundert etwa, gab es dagegen klare Frontstellungen. Der Autor konnte sich lustig machen über die Dummheiten und Frechheiten des Zensors, der in der Regel die von ihm bekämpfte reaktionäre Richtung vertrat.

In der DDR hingegen wurden die Zensurmaßnahmen auf der Basis des prinzipiellen Ja zur sozialistischen Sache als Diskussion unter den Beteiligten getarnt. Beliebt war die Rede von der Übereinstimmung zwischen innerem und äußerem Auftrag. Die fatalen Folgen müssen unter der gegebenen Konstellation als unvermeidlich gelten. Die Zensur verlangte nämlich die Zustimmung des Autors zu ihren Eingriffen, also zu den geforderten Auslassungen, Streichungen und Umformulierungen. Am Ende lief alles auf Selbstzensur hinaus, denn der Urheber des Textes musste billigen oder billigend in Kauf nehmen, was ihm mit sanftem oder kräftigem Druck vorgeschlagen wurde. Auch in der konkreten Auseinandersetzung um ein Manuskript, ja um ein einzelnes Wort, setzte sich formell Selbstzensur fort. Die Auseinandersetzung konnte freilich erst beginnen, wenn ein Gedanke oder ein Sprachbild Schrift geworden war. Was gar nicht erst formuliert wird, steht auf einem anderen Blatt. Was keinem mehr einfällt, kann auch keinen anderen mehr heiß machen. Über die Denkverbote, die gar nicht ins Bewusstsein treten, lässt sich nicht einmal im Verborgenen, in der Nische reden.

Erst allmählich kommen daher jetzt verdrängte Fragen auf: Warum wurde das Recht auf antisozialistische Gesinnung nicht eingefordert? Warum blieben die Abtrünnigen oft Objekte der Berührungsfurcht? Warum wurden die Gemeinsamkeiten zwischen der Ordnung, in der man lebte, und faschistischen Staaten nicht oder nur ganz selten zum Thema? Nur weil es gesetzlich verboten und somit Schlimmes zu gewärtigen war? Oder auch deswegen, weil wenigstens die antifaschistische Grundlage, die humanistische Staatsräson vom Friedensstaat DDR heil bleiben sollte? Erst nach dem entschiedenen Bruch, aber noch in der DDR, schrieb Reiner Kunze das Titelgedicht seiner epigrammatischen Sammlung »Zimmerlautstärke«:

»Dann die  
zwölf jahre  
durfte ich nicht publizieren sagt der mann im radio

Ich denke an X  
und beginne zu zählen.«

Es gab unter Schriftstellern der DDR, vor allem unter SED-Mitgliedern, aber nicht nur unter ihnen, eine tiefe Abneigung gegen die radikale Abkehr. Sie wurde als Renegatentum verteufelt oder wenigstens als eine Art Fahnenflucht missbilligt. Die Treuegefühle zu »der Sache«, der man selbst in jungen Jahren enthusiastische Hoffnungen entgegengebracht hatte, wuchsen sich zum Treuekomplex aus. Dazu kam ein berechtigtes Interesse daran, sich nicht aus dem Lande zwingen oder ekeln zu lassen, auch weil viele davon überzeugt waren, dass das Widerstandspotential trotz aller gelebten Kompromisse durch Weggehen geschwächt würde. Es wurde auch geschwächt durchs Bleiben und Bleibenwollen, weil auch dafür mit Nachgiebigkeit gezahlt werden musste. Aber wer wollte hier messen? Wie so oft im Leben vermischen sich gute und weniger gute Gründe. Sicher ist, dass die offizielle Politik diese prekäre Lage bei ihrem Umgang mit Künstlern und Schriftstellern ausnutzte. Die Aufpasser entwickelten konkrete Psychogramme für den individuellen Umgang mit den schwer lenkbaren Verfassern. Auch

BILDUNGSMODUL 1 / Materialsammlung für Exkurs

nach allerlei Änderungen blieb manches Buch missliebig. Nur aus »autorenpolitischen Gründen« wurde es zugelassen. Vorschläge, an einem bestimmten Punkt die Auseinandersetzung mit einem Autor abubrechen, wurden gelegentlich vom Amte damit begründet, dass der Betroffene bei einem weiteren Änderungsgespräch durchdrehen könnte.

aus: (Hrg.) Wichner und Wiesner: Die Zensur der Literatur in der DDR, Frankfurt/M 1993, S. 22-27